MEDIEN UND GEWALT:

Der aktuelle Forschungsstand

Michael Kunczik und Astrid Zipfel

Teil 5:

Medienpädagogische Maßnahmen

Eine wichtige Aufgabe der Wissenschaft besteht darin, Anhaltspunkte für sinnvolles praktisches Handeln zu liefern. Dementsprechend sollte die Medien-und-Gewalt-Forschung dazu beitragen, Strategien zur Verhinderung negativer Folgen von Mediengewalt zu entwickeln. Dieser Forderung werden allerdings bislang nur wenige Studien gerecht.

Zur Prävention schädlicher Wirkungen von Fernsehgewalt existiert zwar eine Fülle gutgemeinter Empfehlungen, diese basieren allerdings zumeist auf Alltagswissen und nur selten auf wissenschaftlich abgesicherten Erkenntnissen. Ziel dieses Beitrags ist eine Zusammenfassung dessen, was die Medien-und-Gewalt-Forschung an fundierten Ergebnissen zur Wirksamkeit medienpädagogischer Interventionen zu bieten hat. Dabei kann zwischen elterlichen und schulischen Maßnahmen differenziert werden.

Elterliche Maßnahmen

Bei elterlichen Interventionsstrategien lassen sich wiederum drei Formen unterscheiden (Nathanson 1999; Valkenburg u. a. 1999):

1. *Gemeinsames Fernsehen* („Coviewing"), d. h. Eltern schauen mit ihren Kindern zusammen fern, *ohne über das Gesehene zu diskutieren*.
2. *Restriktive Interventionsstrategien*, d. h. Eltern schränken den Fernsehkonsum ihrer Kinder ein und erlassen Regeln (z. B. in Bezug auf Fernsehzeiten und erlaubte Sendungen).

3. *Aktive Interventionsstrategien*, d. h. Eltern sprechen mit ihren Kindern über das Fernsehen.

Die bislang vorliegenden Befunde deuten darauf hin, dass beim „*Coviewing*" mit kontraproduktiven Effekten zu rechnen ist, da Kinder das kommentarlose gemeinsame Ansehen violenter Inhalte als elterliche Billigung der gezeigten Verhaltensweisen interpretieren (Nathanson 1999; 2001a; 2002; Austin 2001).

Restriktive Interventionsmaßnahmen können offenbar vor negativen Folgen von Fernsehgewalt schützen (Nathanson 1999; 2001a). Allerdings besteht die Gefahr, dass Verbote das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern belasten, da vor allem Jugendliche in Fernsehrestriktionen einen mangelnden Vertrauensbeweis sehen oder den Eindruck gewinnen, ihnen würden die Sehpräferenzen ihrer Eltern aufgezwungen (Nathanson 2002). Restriktive Maßnahmen können bei jüngeren Kindern, die noch keinen ausgeprägten Unabhängigkeitsdrang haben, erfolgreich sein, bei älteren aber eine positive Haltung zu Mediengewalt bewirken, die gerade durch das Verbot attraktiv wird („Forbidden Fruit Effect", z. B. Bushman/Stack 1996; Bushman/Cantor 2003), und dazu führen, dass sich der Konsum entsprechender Inhalte auf den Freundeskreis verlagert.[1]

Bei *aktiven Interventionsstrategien* kommt es darauf an, dass die elterlichen Kommentare violentes Verhalten eindeutig missbilligen (Nathanson 1999; 2001a). Als erfolgversprechend hat es sich insbesondere erwiesen, Kindern die *Perspektive des Gewaltopfers* nahe zu bringen. In einer Studie von Nathanson und Cantor (2000) beurteilten Jungen (2. bis 6. Klasse), die vor dem Ansehen einer violenten Zeichentrickepisode aufgefordert worden waren, sich in das Opfer hineinzuversetzen, den gewalttätigen Protagonisten negativer, sein Verhalten als weniger gerechtfertigt und den gesamten Cartoon als weniger lustig als Jungen, die diese Aufforderung nicht erhalten hatten.[2] Nathanson und Cantor argumentieren, dass sich Kinder aufgrund der fehlenden Darstellung negativer Konsequenzen von Gewalt für das Opfer und der oft attraktiven und humorvollen Darstellung gewalttätiger Protagonisten normalerweise mit dem Täter identifizierten. Durch entsprechende Anleitung könnten sie sich aber daran gewöhnen, die Perspektive des Opfers einzunehmen und Gewaltdarstellungen auch dann kritisch wahrzunehmen, wenn kein Erwachsener anwesend sei. Diese Strategie dürfte allerdings erst bei älteren Kindern greifen, da jüngere Schwierigkeiten haben, sich in die Perspektive anderer hineinzuversetzen.

Ebenfalls untersucht wurde die Frage, ob *Statements oder Fragen* die bessere Form aktiver Intervention darstellen. Nathanson und Yang (2003) konstatierten, dass bei jüngeren Kindern (5 bis 8 Jahre) Statements effektiver waren als Fragen (die eine Überforderung darstellten). Bei älteren Kindern (9 bis 12 Jahre) verhielt es sich umgekehrt, da Statements von ihnen offenbar als zu belehrend wahrgenommen werden, Fragen dagegen früher erworbenes Wissen aktivieren und zu kritischem Denken anregen können. Bei Wenigsehern wirkten Fragen eher kontraproduktiv, bei Vielsehern waren sie die effektivste Maßnahme.[3] Nathanson und Yang erklären dies damit, dass Vielseher durch Fragen aus einem gewohnten, passiven Fernsehstil herausgerissen werden. Wenigseher hingegen seien so stark mit den für sie ungewohnten Programmen beschäftigt, dass sie durch Fragen irritiert würden.

Nathanson und Yang haben auch die Frage untersucht, ob eine Förderung der Unterscheidungsfähigkeit von Realität und Fiktion negative Folgen von Fernsehgewalt verhindern kann. Dabei wurden zwei Formen der Realitätsbeurteilung unterschieden:

1. „*Faktizität*", d. h. die Einschätzung, ob die dargestellten Ereignisse tatsächlich geschehen sind.
2. „*Sozialer Realismus*", d. h. die Einschätzung, ob sich Personen im wirklichen Leben wie im Fernsehen verhalten.

»Bei *aktiven Interventionsstrategien* kommt es darauf an, dass die elterlichen Kommentare violentes Verhalten eindeutig missbilligen. Als erfolgversprechend hat es sich insbesondere erwiesen, Kindern die *Perspektive des Gewaltopfers* nahe zu bringen.«

Die Forscherinnen konnten keine Effekte von Statements oder Fragen zur Faktizität feststellen, konstatierten aber, dass auf den sozialen Realismus abzielende Botschaften bei Vielsehern die am wenigsten positive Einstellung gegenüber einem violenten Programm hervorriefen, wohingegen sie bei Wenigsehern die positivste Einstellung bewirkten.

In einer weiteren Untersuchung stellte Nathanson (2004) der Faktizitäts-Intervention („*Factual Mediation*") kritische Kommentare über das Gesehene („*Evaluative Mediation*") gegenüber. Bei Kindern zwischen 5 und 7 bzw. zwischen 10 und 12 Jahren erwies sich der kritische Kommentar als wirksamer als das „Factual-Reality"-Statement. Besonders erfolgreich war die „Evaluative Media-

Anmerkungen:

1
Zur generell hohen Bedeutung Gleichaltriger für den Fernsehkonsum Heranwachsender und für die Entwicklung einer positiven Einstellung zu Gewalt vgl. Nathanson 2001b.

2
Bei Mädchen waren kaum Unterschiede im Aggressionsniveau festzustellen.

3
Bei den Statements gab es nur einen kleinen Effekt in Gestalt eines geringen Anstiegs positiver Einstellungen zum Programm bei Wenigsehern und einer geringen Abnahme bei Vielsehern.

»Die vorgestellten Befunde deuten darauf hin, dass elterliche Interventionsmaßnahmen zur Verminderung negativer Folgen von Mediengewalt beitragen können. Allerdings zeigen Studien, die sich mit der tatsächlichen Anwendung dieser Möglichkeiten befasst haben, dass davon vor allem die Kinder profitieren, die in geordneten sozialen Verhältnissen aufwachsen und solcher Maßnahmen am wenigsten bedürfen.«

tion" bei jüngeren Kindern. Ein Grund könnte darin liegen, dass Kinder früher in der Lage sind, soziale Konsequenzen zu beurteilen als abstrakte Ideen und daher die eher die emotionale Ebene betreffende „Evaluative Mediation" leichter verarbeiten können als die auf die kognitive Ebene zielende „Factual Mediation". Unter den älteren Kindern profitierten die Vielseher am meisten von den kritischen Kommentaren, bei Wenigsehern war keine der Interventionsstrategien besonders erfolgreich.

Der Befund, dass kritische Kommentare positivere Effekte bewirken als eine bloße Information über den Unterschied zwischen Realität und Fiktion steht im Einklang mit Überlegungen von Freitag und Zeitter (1999; 2001), die die Frage: „Schützt Wissen vor Wirkung?" auf Basis bisheriger Forschungsergebnisse dahin gehend beantworten, dass Hinweise auf den fiktiven Charakter medialer Gewaltdarstellungen letztlich nicht ausreichen dürften, da sich mit dem Wissen darüber, dass Medieninhalte fiktiv sind, nicht zwangsläufig auch die *Bewertung* dieser Medieninhalte verändert.[4] Es gibt allerdings Forschungsbefunde, die darauf hinweisen, dass die Realitäts-Fiktions-Unterscheidung eine andere negative Folge violenter Medieninhalte reduziert: Als Bewältigungsstrategie medieninduzierter Angst scheint der Hinweis darauf, dass Medieninhalte nicht real sind, hilfreich zu sein (Cantor 2003).

Die vorgestellten Befunde deuten darauf hin, dass elterliche Interventionsmaßnahmen zur Verminderung negativer Folgen von Mediengewalt beitragen können. Allerdings zeigen Studien, die sich mit der tatsächlichen Anwendung dieser Möglichkeiten befasst haben (z. B. Valkenburg u. a. 1999), dass davon vor allem die Kinder profitieren, die in geordneten sozialen Verhältnissen aufwachsen und solcher Maßnahmen am wenigsten bedürfen.

Schulische Maßnahmen

Diese Lücke könnten an Schulen durchgeführte medienpädagogische Maßnahmen schließen. Entsprechende Programme existieren, werden jedoch selten empirisch evaluiert, und die Befunde sind heterogen (für einen Überblick vgl. Cantor/Wilson 2003).

Huesmann u. a. (1983) zeigten Vielsehern von Fernsehgewalt (2. und 4. Klasse) innerhalb von sechs bis acht Wochen in drei Sitzungen violente Fernsehausschnitte. In jeweils im Anschluss daran stattfindenden Diskussionen sollten drei Botschaften vermittelt werden: 1. Das Verhalten der Personen im Fernsehen entspricht nicht dem Verhalten der meisten Leute. 2. Die hochaggressiven und unrealistischen „Heldentaten" der Personen im Film beruhen auf Kameratechniken und Spezialeffekten. 3. Im wirklichen Leben existieren andere (gewaltfreie) Problemlösungsmöglichkeiten. Neun Monate vor der Durchführung des Programms und drei Monate danach wurde erhoben, als wie realistisch die Kinder Fernsehgewalt wahrnahmen, wie stark sie sich mit violenten Protagonisten identifizierten und wie viel Gewalt sie konsumierten. Über die Einschätzung von Gleichaltrigen wurde zudem das Gewaltverhalten der Kinder erfragt. Entgegen den Erwartungen bewirkte das Programm keinerlei signifikante Veränderung. Die Forscher führten diesen Misserfolg darauf zurück, dass eine Belehrung der Kinder möglicherweise keine geeignete Strategie darstellte, und konstatierten, dass viele Kinder Fernsehgewalt bereits vorher als unrealistisch wahrgenommen hatten. Huesmann u. a. führten im folgenden Jahr mit derselben Experimentalgruppe eine erneute Untersuchung durch. Die Kinder wurden um die Teilnahme an der (vorgeblichen) Produktion eines Videos zur Aufklärung von Schulkindern über die Gefahren von Fernsehgewalt gebeten. Hierfür schrieben sie einen Aufsatz darüber, dass Fernsehinhalte nicht dem wirklichen Leben entsprechen, warum Fernsehgewalt nicht nachgeahmt werden sollte und warum ein zu hoher Fernsehkonsum schädlich sei. Danach wurden sie beim Vorlesen des Aufsatzes auf Video aufgenommen und sahen sich ihre eigenen Aufnahmen und die ihrer Mitschüler an. In der Kontrollgruppe wurde ein vergleichbares Video zu einem neutralen Thema produziert. Vier Monate später hatten die Kinder in der Experimentalgruppe zwar ihren violenten Fernsehkonsum nicht reduziert, und auch die Attraktivität violenter Fernsehfiguren hatte nicht nachgelassen, aber nach dem Urteil Gleichaltriger waren die Kinder der Experimentalgruppe weniger aggressiv als die der Kontrollgruppe.

4
Auch Nathanson (2004, S. 324) betont, dass Kinder vor allem aus einem Bedürfnis sozialer Integration in ihre Peergroup heraus auch Handlungen zum Verhaltensmaßstab machen könnten, von denen sie wüssten, dass sie nicht real sind.

5
Eine Gewaltminderung durch Programme, die den TV- und Computerspielkonsum reduzieren, bestätigte auch eine Studie von Robinson u. a. (2001).

In einer neueren Untersuchung von Lawrence I. Rosenkoetter u. a. (2004) erhielten von 177 Kindern der 1. bis 3. Klasse 130 (die anderen dienten als Kontrollgruppe) ein Jahr lang ein- bis zweimal wöchentlich insgesamt 31 Unterrichtseinheiten von 20 bis 30 Minuten Länge mit Informationen über die verzerrte Darstellung von Gewalt im Fernsehen. Das Programm umfasste eine zehntägige Phase, in der die Kinder auf jeglichen Medienkonsum verzichten sollten. Danach sollte ein Zeitbudget von sieben Stunden wöchentlich eingehalten werden.[5] Darüber hinaus wurden die Kinder zu selektiverer Mediennutzung ermuntert. Die Unterrichtseinheiten waren interaktiv angelegt und umfassten auch Musik, Rollenspiele, Filmausschnitte, Produktion eines Videos zum richtigen Umgang mit dem Fernsehen etc. Zu den vermittelten Inhalten gehörten Informationen über den starken Einfluss des Fernsehens, die Unangemessenheit von Gewalt als Problemlösungsmittel, alternative Konfliktlösungsmöglichkeiten, ökonomische Interessen der Fernsehindustrie, die Freiheit des Rezipienten, Fernsehinhalte auszuwählen, die Produktionsweise von Fernsehgewalt mit Hilfe von Spezialeffekten etc. Nach Abschluss der Unterrichtsreihe wurde das erworbene Wissen der Kinder geprüft, die Nutzung violenter Programme, die Identifikation mit gewalttätigen Fernsehhelden sowie das Aggressionsverhalten erhoben (Einschätzung Gleichaltriger) und die Einstellung gegenüber Fernsehgewalt abgefragt. Die Befunde sprechen für einen Erfolg der Intervention. Allerdings zeigten sich deutliche Geschlechtsunterschiede. Im Gegensatz zur Kontrollgruppe waren bei Mädchen in der Experimentalgruppe eine Reduktion des violenten TV-Konsums, der Identifikation mit violenten Fernsehhelden und eine Abnahme positiver Einstellungen zur Fernsehgewalt feststellbar. Ein Effekt auf das gewalttätige Verhalten zeigte sich bei Mädchen nicht, wohl aber bei Jungen, bei denen wiederum keine Veränderungen bei den übrigen Variablen zu konstatieren waren. Dass ihre Studie so positive Resultate erbrachte, erklären die Verfasser mit der Länge der Intervention sowie mit dem Alter der Probanden. Sie vermuten, dass jüngere Kinder dem Thema noch offener gegenüberstehen und noch leichter beeinflusst werden können als ältere.

In Deutschland hat Hubert Kleber (2001) ein detailliertes, zweiwöchiges Interventionsprogramm zur gewaltfreien Konfliktlösung für 5. und 6. Klassen an Hauptschulen entwickelt und empirisch getestet. Das Programm besteht aus vier Bausteinen:

1. Der Erarbeitung eines gemeinsamen Gewaltbegriffs auf Basis der realen und medialen Gewalterfahrungen der Schüler,
2. der Analyse und Bewertung der gewalttätigen Konfliktlösungsstrategien typischer Filmhelden und dem Vergleich mit realen Möglichkeiten und Erfahrungen der Konfliktlösung,

Literatur:

Austin, E. W.: *Effects of family communication on children's interpretation of television*. In: J. Bryant/J. A. Bryant (Hrsg.): Television and the American family. Mahwah, NJ 2001, S. 377–395

Bushman, B. J./Cantor, J.: *Media ratings for violence and sex: Implications for policy makers and parents.* In: American Psychologist, 58/2003, S. 130–141

Bushman, B. J./ Stack, A. D.: *Forbidden fruit versus tainted fruit: Effects of warning labels on attraction to television violence*. In: Journal of Experimental Psychology: Applied, 2/1996, S. 207–226

Cantor, J.: *Media violence effects and interventions: The roles of communication and emotion*. In: J. Bryant/D. Roskos-Ewoldsen/J. Cantor (Hrsg.): Communication and emotion. Essays in honor of Dolf Zillmann. Mahwah, NJ/London 2003, S. 197–219

Cantor, J./Wilson, B. J.: *Media and violence: Intervention strategies for reducing aggression*. In: Media Psychology, 5/2003, S. 363–403

Freitag, B./Zeitter, Ernst: *Realität und Fiktion bei Gewaltdarstellungen oder: Schützt Wissen vor Wirkung?* In: tv diskurs, Ausgabe 10, Oktober 1999, S. 10–19

Freitag, B./ Zeitter, E.: *Unterschiede und Zusammenhänge bei der Beurteilung von Alltags- und Fernsehgewalt durch Kinder. Vier Hypothesen*. In: tv diskurs, Ausgabe 16, April 2001, S. 22–29

Huesmann, L. R. (u.a.): *Mitigating the imitation of aggressive behaviors by changing children's attitudes about media violence*. In: Journal of Personality and Social Psychology, 44/1983, S. 899–910

Kleber, H.: *Reale Gewalt – mediale Gewalt. Förderung der Konfliktlösungsfähigkeit von Schülern im Rahmen der moralischen Erziehung. Entwicklung, Erprobung und Evaluation eines Interventionsprogramms zur gewaltfreien Konfliktlösung.* Dissertation Erlangen-Nürnberg 2001

Nathanson, A. I.: *Identifying and explaining the relationship between parental mediation and children's aggression*. In: Communication Research, 26/1999, S. 124–143

Nathanson, A. I.: *Parent and child perspectives on the presence and meaning of parental television mediation*. In: Journal of Broadcasting & Electronic Media, 45/2001a, S. 201–220

Nathanson, A. I.: *Parents versus peers. Exploring the significance of peer mediation of antisocial television*. In: Communication Research, 28/2001b, S. 251–274

Nathanson, A. I.: *The unintended effects of parental mediation of television on adolescents*. In: Media Psychology, 4/2002, S. 207–230

Nathanson, A. I.: *Factual and evaluative approaches to modifying children's responses to violent television*. In: Journal of Communication, 54/2004, S. 321–336

Nathanson, A. I./ Cantor, J.: *Reducing the aggression-promoting effect of violent cartoons by increasing children's fictional involvement with the victim: A study of active mediation*. In: Journal of Broadcasting & Electronic Media, 44/2000, S. 125–142

Nathanson, A. I./ Yang, M.-S.: *The effects of mediation content and form on children's responses to violent television*. In: Human Communication Research, 29/2003, S. 111–134

Robinson, T. N. (u. a.): *Effects of reducing children's television and video game use on aggressive behavior. A randomized controlled trial*. In: Archives of Pediatrics and Adolescent Medicine, 155/2001, S. 17–23

Rosenkoetter, L. I. (u. a.): *Mitigating the harmful effects of violent television*. In: Applied Developmental Psychology, 25/2004, S. 25–47

Valkenburg, P. M. (u. a.): *Developing a scale to assess three styles of television mediation: „Instructive mediation", „restrictive mediation", and „social coviewing"*. In: Journal of Broadcasting & Electronic Media, 43/1999, S. 52–66

Wilson, B. J. (u. a.): *The choices and consequences evaluation: A study of Court TV's antiviolence curriculum*. Santa Barbara, CA 1999

Winkel, F. W./ DeKleuver, E.: *Communication aimed at changing cognitions about sexual intimidation: Comparing the impact of a perpetrator-focused versus a victim-focused persuasive strategy*. In: Journal of Interpersonal Violence, 12/1997, S. 513–529

3. der Einübung friedlicher Konfliktlösungsstrategien in Rollenspielen und Gesprächsübungen sowie
4. der Produktion von Videospots zum Thema „Gewalt und Konfliktlösung“.

Zwischen Dezember 1997 und Juli 1998 wurden zwei 6. Klassen (47 Schüler zwischen 11 und 13 Jahren) vor dem Interventionsprogramm, direkt danach sowie noch einmal fünf Monate später befragt. Vier weitere 6. Klassen dienten als Kontrollgruppe. Kleber stellte fest, dass die Attraktivität der (gewalttätigen) Filmidole nach dem Interventionsprogramm geringer war als zuvor. Szenen, in denen die Filmidole erfolgreich gewalttätige Konfliktlösungsstrategien gegen Übeltäter anwandten, fanden die Schüler zwar auch nach den Lerneinheiten attraktiv, allerdings in geringerem Maße als vorher. Zumindest z. T. (d. h. bei drei von sechs Items) wurden die gewalttätigen Konfliktlösungsstrategien im Rahmen der medialen Wirklichkeit als weniger sinnvoll beurteilt. Auch ihre Anwendung in der Realität beurteilten die Schüler deutlich negativer. Die Konfliktscheu der Probanden ging zurück, die Kompetenzeinschätzung zur Konfliktlösung verbesserte sich. Die festgestellten positiven Effekte waren auch fünf Monate nach der Intervention noch nachzuweisen. Dennoch nimmt Kleber (2001, S. 401) aufgrund der Befunde anderer Studien an, „dass die durch Kurzinterventionen erreichten Erfolge u. U. nur von kurzer Dauer sind.“ Für längerfristige gewaltprophylaktische Wirkungen sei eine längere Anwendung entsprechender Konzepte erforderlich.

Vergewaltigungsmythen[6] und erzwungenem Sex. Die Version, die die Folgen sexueller Gewalt für den Täter zeigte, bewirkte allerdings einen Bumerang-Effekt. Die Forscher erklärten dies damit, dass die im Film präsentierten Täter gleichgültig wirkten und keine Reue erkennen ließen. Wie auch andere Untersuchungen bestätigen, kommt es folglich darauf an, dass das Filmmaterial eindeutige Botschaften vermittelt und die Täterdarstellung kein Identifikationspotential bietet (vgl. auch Cantor/Wilson 2003).

Barbara Wilson u. a. (1999) führten ein Feldexperiment mit 513 11- bis 16-jährigen Schülern durch. Die elf Experimentalklassen beschäftigten sich im Rahmen eines dreiwöchigen Programms jeweils drei Tage lang mit drei Fällen von Teenagern, die vor Gericht standen, weil durch ihr Verhalten jemand zu Tode gekommen war. Sie sahen zunächst ein von *Court TV* zusammengestelltes Video mit Fakten über den Fall, Aufnahmen vom Prozess und Interviews mit den Betroffenen (Täter und ihre Familien, Familien der Opfer). Im Anschluss daran fanden Diskussionen und Rollenspiele statt, die Schüler befassten sich in Hausaufgaben mit den Implikationen des Falls. Bei der Experimentalgruppe veränderte sich die Fähigkeit, die Gefühle anderer zu identifizieren ebenso wenig wie die Risikowahrnehmung, was die Verfasser aber mit dem ohnehin hohen Ausgangsniveau der hierzu erhobenen Werte erklären. Die Empathiefähigkeit der Probanden in der Experimentalgruppe stieg allerdings signifikant an. Auch wurde im Post-Test bei der Experimentalgruppe eine geringere verbale Aggressivität gemessen als im Pre-Test. Die körperliche Aggressivität blieb in der Experimentalgruppe konstant, was die Forscher gleichwohl als Erfolg verbuchten, da die Werte in der Kontrollgruppe im selben Zeitraum anstiegen. Allerdings sind die Befunde zum Aggressionsverhalten sehr vorsichtig zu interpretieren, da die Messung über Selbstangaben der Befragten erfolgte.

»Insgesamt sprechen die Ergebnisse empirischer Untersuchungen dafür, dass medienpädagogische Maßnahmen negativen Effekten von Fernsehgewalt entgegenwirken können. Allerdings steht die Forschung vor dem Problem, dass die Befunde durch ›soziale Erwünschtheit‹ verzerrt worden sein können.«

Einige Studien haben sich zudem mit der *Gestaltung von Medienproduktionen* befasst, die z. B. im Rahmen von schulischen Interventionsprogrammen eingesetzt werden. Winkel und DeKleuver (1997) etwa zeigten 15- und 16-Jährigen eine Dokumentation über sexuelle Gewalt, die in einer Version die Leiden der Opfer und in einer anderen die negativen Konsequenzen für den Täter betonte (eine Kontrollgruppe sah keinen Film). Die Befragten, die die Filmversion mit leidenden Opfern gesehen hatten, zeigten eine negativere Einstellung gegenüber

6
Das heißt der Vorstellung, dass die vergewaltigte Frau den Geschlechtsakt nach anfänglichem Widerstand doch genießt.

Zusammenfassung

Insgesamt sprechen die Ergebnisse empirischer Untersuchungen dafür, dass medienpädagogische Maßnahmen negativen Effekten von Fernsehgewalt entgegenwirken können. Allerdings steht die Forschung vor dem Problem, dass die Befunde durch „soziale Erwünschtheit" verzerrt worden sein können. Wenn die Probanden den Sinn der medienpädagogischen Maßnahmen erkennen (was ja beabsichtigt ist!), dürfte ihnen auch der Zweck der Untersuchung klar sein, was unter Umständen nicht der tatsächlichen Einstellung entsprechende Antworten in die erwünschte Richtung begünstigt. Problematisch ist auch, dass zwar häufig Einstellungsänderungen, aber nur selten Verhaltensänderungen untersucht worden sind. Auch fehlt es an Langzeitstudien, die Aufschluss darüber geben könnten, wie kontinuierlich die entsprechenden Maßnahmen angewendet werden müssen und wie lange ihre Wirkung anhält. Eine weitere Forschungslücke besteht in der konkreten Identifikation derjenigen Aspekte der sehr vielfältigen Programme, die für die beobachteten positiven Wirkungen verantwortlich sind. Insgesamt lässt sich sagen, dass die jeweiligen Maßnahmen gut auf die betreffende Zielgruppe zugeschnitten werden müssen. Zusammenfassend lässt sich Folgendes feststellen:

— Restriktive Interventionsstrategien haben sich als sinnvolle Maßnahme zur Reduktion schädlicher Wirkungen violenter TV-Inhalte erwiesen. Sie bergen allerdings die Gefahr, das Eltern-Kind-Verhältnis zu belasten, Gewaltinhalte erst interessant zu machen und den Gewaltfilmkonsum auf den Freundeskreis zu verlagern. Solche Maßnahmen sind am ehesten bei jüngeren Kindern sinnvoll, während sie bei älteren kontraproduktiv wirken können.
— Mit Kindern gemeinsam fernzusehen, ist nur dann sinnvoll, wenn Gewaltinhalte eindeutig negativ kommentiert werden.
— Inhaltliche Elemente, die die Effekte von aktiven Interventionsstrategien verbessern, sind Hinweise, die für die Opferperspektive sensibilisieren. Botschaften, die die Unterscheidungsfähigkeit von Fiktion und Realität erhöhen sollen, sind offenbar nur von beschränktem Nutzen. Wirksam sind sie eher für jüngere Kinder. Für ältere enthalten sie keine neuen Informationen, ganz junge Kinder können sie noch nicht verstehen.
— Zu vermeiden sind Botschaften, die zu viele Perspektiven von Gewalttaten beinhalten, besonders wenn sie sich zu sehr mit dem Täter beschäftigen (vor allem, wenn dieser keine Reue zeigt).
— Jüngere Kinder profitieren eher davon, wenn sie medienpädagogische Botschaften in Form von Statements bzw. Informationen erhalten, älteren Kindern sollte stärker Gelegenheit gegeben werden, die erwünschten Schlüsse selbst zu ziehen.
— Die Wirksamkeit medienpädagogischer Lektionen kann generell durch Aufgaben verbessert werden, die die aktive Beschäftigung und die Involviertheit der Teilnehmer mit dem Thema erhöhen (z. B. Verfassen von Aufsätzen).
— Grundsätzlich gilt, dass es sinnvoll ist, mit der Medienerziehung schon bei sehr jungen Kindern zu beginnen, damit Ansichten und Verhaltensweisen noch nicht zu sehr verfestigt sind und um eine Basis für die Zeit zu legen, in der Heranwachsende stärker von ihrem Freundeskreis als vom Elternhaus beeinflusst werden.

Dr. Michael Kunczik ist Professor für Kommunikationswissenschaften an der Universität Mainz.

Dr. Astrid Zipfel ist Akademische Rätin am Sozialwissenschaftlichen Institut, Abteilung Kommunikations- und Medienwissenschaft, an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.